

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 7 (1903-1904)
Heft: 2

Artikel: Pläuderli : die Geschichte eines jungen Lebens [Fortsetzung folgt]
Autor: Juchler, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661191>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

veranlaßt, sein Spielzeug zu zerlegen und häufig zu fragen: warum, welcher bewirkt, daß der Knabe nicht eher ruht, als bis er im höchsten Gipfel des Baumes sitzt, der den Gelehrten erzieht und der jeden von uns zu einem Wahrheitsfucher machen sollte; dieser, nebst andern vererbten Trieben, leiten das Kind dazu an, die ersten Erfahrungen zu machen, ebenso wie sie in den ersten Zeiten der Geschichte die Träger der Kulturentwicklung gewesen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Sorge.

Von Klara Forrer, Zürich.

Sorge, was vertrittst du mir den Weg,
O, vergönne mir im Licht zu wandern!
Meine Straße säumt ein Dorngeheg,
Während Rosen blüh'n am Pfad der andern.
Künst'ge Tage und gelebtes Sein
Hüllest du in deine Schatten ein —
Hebe Dich hinweg, du grau Gespenst!
Freude komm', mein Sehnen sucht dich längst.

Sorge spricht: „Ereifere dich nicht,
Greife mutig in die spitzen Hecken,
Bluten auch dir Hände und Gesicht:
Rosen weiß ich aus dem Dorn zu wecken.
Traue mir und glaub', ich bin dir gut;
Denn des Willens gottentstammte Blut
Sprüht aufs neu empor, wirft meine Hand
In dein Herz des Leides Feuerbrand.“

Der Dorn.

Von L. v. Grenerz.

Ein Dorn sitzt im Händchen dem armen
Brüderlein,
Das schmerzt noch mehr die Schwester
im Herzen fein.
Sieh, wie sie treu ihn an sich drückt!
Und wie sie hold sich niederbückt,
Den Dorn zu lösen.

Ich wollt', ein Schwesterhändchen so treu,
so lieb,
Sög' mir aus meinem Herzen den Dorn,
der blieb.
So keusch, so schlicht, so kinderrein,
Wie dieses Bild,*) so müßt' sie sein —
So feind dem Bösen!

*) Vergleiche das Bild von Macgoun in Heft I.

Pländerli.

Die Geschichte eines jungen Lebens. Von M. Fuchler, Herisau.

Aus den Erinnerungen meiner Kindheit grüßt mich wie ein kleines Idyll mein Schulweg, den ich täglich mit drei größern Geschwistern gemeinsam machen mußte. Aber über das liebliche Bild hängt eine Trauerweide ihren mattsilbernen Schleier, und wenn ich heute hinlausche, so klingt mir über die sonnige Wiese, die unsre Kinderfüße durchquerten, das Mörikesche Lied „Denk es, o Seele“ entgegen. Ich meine, die zwei schwarzen Köpfelein mit muntern Sprüngen

heimkehren zu sehen, vor unserer Thür mit noch blitzenden Hufen scharren, um ihres düstern Amtes zu walten.

Ein Kindergemüt vergift rasch. Und doch, wenn ich die Stätte meiner damaligen Erlebnisse wiedersehe, so streiten sich heute noch die frohen und wehen Empfindungen in mir.

Wir wohnten eine halbe Stunde vom Städtchen entfernt in idyllischer Abgeschlossenheit. Es bedurfte kaum der mütterlichen Mahnung an die beiden Großen, Max und Hermann, beim täglichen Schulgang brüderlich auf ihre kleinern Schwestern zu achten, hatten wir doch auf unsern Wanderungen genug gemeinsame Freuden, aber auch Furchtempfindungen zu kosten.

Dicht vor der Haustür führte eine kurze Allee, die wie eine grüne Halle den Weg überwölbte, nach der breiten Straße. Wir gingen aber immer den Fußpfad durch die Wiese, der auf der einen Seite mit kugelrunden Maulbeerbäumen begrenzt, von der andern mit Apfelbaumzweigen überdacht war. Da wurde denn allemal scharfe Umschau gehalten, und der Brüder Hosensäcke blieben vom Juli an selten leer. Im Anfang spürte ich wohl einige moralische Bedenken, aber Max hatte mich bald davon kuriert. „Wir nehmen ja nur, was am Wege liegt,“ sagte er, „und das würde ohne uns verfaulen.“ „Schau nur, Marieli“, und er schnitt mit seinem Taschenmesser einen schönen, rotbackigen Apfel entzwei, „ist das etwa schade?“ — In dem weißen Fleisch krümmte sich ein Wurm, und ich war gründlich überzeugt, daß wir nur ein gutes Werk taten mit der Vertilgung solcher Exemplare.

Jetzt kamen wir in den Bereich von prächtigen, alten Birnbäumen, die ihre Aeste weit über das Bächlein und unsern Weg hingen. Aber, ob der Schatten auch lockte und die Bäume den Überschuß ihrer Last uns vor die Füße warfen, wir sprangen doch über die Straße einer andern Versuchung entgegen. Denn diese Bäume trugen bei all ihrer Schönheit doch nur Mostbirnen. „Würgbirnen“ nannten wir sie, und ich hatte vom ersten Versuchsbiß in die netten kleinen Dinger gerade genug.

Drüben aber, über der Straße lag ein einsames Gärtchen mit Stangenbohnen und Erbsstauden, und mitten aus dem Grünzeug ragte ein Birnbaum von der bessern Sorte. Damals war das Auflesen des Obstes vom Weg glücklicherweise noch nicht verboten, denn ich weiß nicht, ob wir dieser Fülle süßer Früchte hätten widerstehen können.

Nun setzten wir uns zu beiden Seiten der Steinstufen aufs Mäuerchen, das von keiner Gitterwehr umzogen war, ließen die Füße baumeln und bissen herzhaft in die Birnen, von denen wir die Überreifen, mit braunem, vollsaftigem Fleisch bevorzugten. Ob auch die Sonne auf uns herabbrannte, und Heuschrecken, Ameisen und Käfer unsern erhöhten Sitz umtanzten, wir lebten nur dem momentanen Gaumenkitzel und dachten nicht gern der Fortsetzung des Weges, denn nun folgte dessen Schattenseite.

An unserm schönen Weg zur Seite des Baches, der unter den alten Birnbäumen dahinsfloß, hatte der Seiler Klaus seine breiten Rechen aufgepflanzt, und betrieb dort während des Sommers sein kurzweiliges Handwerk. Ach, wie gern hätten wir uns hingestellt und ihm zugeschaut, wie aus seiner blauen Leinenschürze das Berg wie von selber in seine rauhen Hände kroch und zwischen den bastelnden Fingern als festgedrehte Schnur wieder zum Vorschein kam; wie das große Rad am Ende des Weges surrte und die fertigen Seilgespanne wie eine goldene Luftbrücke in der Sonne glänzten. Aber das Zusehen ließen wir hübsch bleiben, denn nie bin ich ohne Herzklopfen an dem Seiler vorbeigegangen.

Schon von weitem hörten wir seine krächzende Stimme die größten Schimpfwörter und ganze Serien von Flüchen nach dem Rad hin schreien. Dort saß zusammengekauert, als ob sie hinter den Schwingungen des Rades Schutz suchte, eine Gestalt in braunem, zerschliffenem Gewand, mit schwarzem Borstenhaar und ängstlich ausweichendem Blick. Diesem armen Geschöpf, seinem kaum erwachsenen Jungen, galt das väterliche Gezeter. Mich gemahnt es an ein schauriges Märchen, daß ein Vater sein Kind so mißhandeln könne. Wenn ich dagegen an unsern guten Papa dachte, der immer ein Lächeln und freundliche Worte für uns hatte: wie wir ihm allemal entgegensprangen, wenn er die Stubentür aufmachte! Und zu welcher Freude das Rücken und Arbeiten in unserm großen Garten wurde, wenn er mit dabei war und uns anleitete!

Einmal sahen wir von weitem, wie der aufgebrauchte Wüterich einen morschen Rechen vom Hafen riß und ihn unter fürchterlichen Verwünschungen nach dem gewohnten Ziele schleuderte. Gleich darauf vom Rade her ein kurzer Jammerruf, dem ein verhaltenes Wimmern folgte. Und dann geschah das Wunder, wie wir, uns fest an den Händen fassend, mit scheuem Gruß an dem Ungeheuer vorüber eilen wollten, dasselbe mit schmeichelnder Füstelstimme, als ob nichts geschehen wäre, uns grinsend anlächelte: „Grüß Gott, Kinderchen, geht's wieder zur Schule?“ Ich empfand diese Worte unbewußt wie eine Schuld, wie einen Diebstahl, begangen an dem unglücklichen Geschöpf, das mit der einen Hand, unter der das Blut hervorsickerte, den Kopf hielt, während die andere ununterbrochen das große Rad in Bewegung setzte. Mir stürzte das Wasser in die Augen beim Anblick der Jammergestalt, auf deren zerlumpfte Bekleidung Tropfen um Tropfen fiel, bittere, große Tränen, gegen die die meinen, von raschem Mitleid geweint, eine Verschwendung waren.

Wir sprachen lange kein Wort mehr. Endlich pläzte Martha heraus: „O, ich hätte ihn erwürgen mögen!“

May gab sich Mühe, ein unmännliches Mitleid zu unterdrücken, und sagte in möglichst trockenem Ton: O, das ist noch gar nichts! Zu Hause schlägt er ihn mit einem siebenfachen Lederrücken, daß ihm das Blut über den Rücken läuft.“

„Und seine Frau hat er zu Tode gemartert, nachdem sie schon halb verhungert war,“ ergänzte Hermann die Schauergeschichte.

Martha wischte sich verstohlen die Augen und sagte: „Man sollte ihn ins allertiefste Gefängnis werfen.“

„Und Mäuse und Ratten sollten ihn bis auf die Knochen auffressen, wie den Bischof Satto“, meinte der belehene Max.

Und nun überboten wir uns, dem bösen Klaus alle erdenklichen Höllequalen anzuwünschen, dem armen Opfer aber bereiteten wir nach denselben Vorbildern das denkbar schönste Los. Wir betteten ihn in weiche Daunen, kleideten ihn in seidene Gewänder und ließen ihn herrlich und in Freuden leben, und so befreiten wir uns glücklich von dem bedrückenden Bann der miterlebten Szene. Zum Schluß taufte wir den „Seilermeg“, wie er sonst im Städtchen hieß, in „Marterweg“ um, welcher Name uns sehr bezeichnend und abenteuerlich zugleich vorkam.

Am folgenden Tag lag der Marterweg verlassen da, und es kam über uns wie eine Erlösung. Wir saßen uns wieder an den Händen, aber diesmal nicht aus Furcht vor dem schrecklichen Mann, sondern um die ganze Wegbreite einnehmend, im Takt zu hüpfen, wie die jungen Lämmer. Unsere Pelerinen flatterten im Wind. „O, wir können fliegen“, jubelten wir Mädchen und ruderten mit den Armen in der Luft. Die Buben suchten uns dafür durch Luftsprünge zu überbieten, bis wir ganz atemlos am Seilerrad ankamen.

Hier blieb Max stehen und deutete auf einen dunkeln Punkt an der Erde „Seht nur, hier ist noch Blut vom Pläuderli!“ Wir starrten alle entsetzt auf den bezeichneten Fleck.

„Warum sagte man ihm eigentlich Pläuderli? Er heißt doch Fritz und ich habe ihn noch nie plaudern gehört,“ forschte Martha.

„O doch. Er spricht freilich nicht mit den Leuten, aber immer mit sich selber, wenn er allein ist, und da haben sie ihn in der Schule so genannt. Und jetzt ist er halt nur noch der Pläuderli. Siehst du, wenn du immer so viel fragst, so heißest du zuletzt auch „s'Fragezeichen.“

Diesmal war Martha von der brüderlichen Zurechtweisung nicht beleidigt, denn ihre Neugierde war geweckt. Auch Hermann und ich fragten weiter, so daß Max seine ganze Wissenschaft der über den armen Pläuderli kursierenden Gerüchte auszukramen begann.

Kein guter, freundlicher Stern hat über seiner Wiege gestanden, als ihn das Schicksal hineingelegt. Die Mutter, eine fränkliche, widerstandslose Frau, hatte geheiratet, um das Leben gleich in den ersten Wochen ihrer Ehe gründlich satt zu bekommen. Aus der „Versorgung“, die sie erwartete, war eine Hölle geworden, aus der es kein Entrinnen gab. Die ohnehin schwachen, mütterlichen Gefühle, mit denen sie das Kind erwartete, wurden erstickt durch eine finstere Gleichgültigkeit, die sich des armen, betörten Weibes bemächtigte, eine Gleich-

gütigkeit und Schlaffheit, die sich bis zum stillen Wahnsinn steigerte, je mehr ihr Mann sein rohes Wesen herauskehrte.

Und nun lag der kleine Wurm da, den der Vater mit keinem Auge ansah, und dem die Mutter nichts Besseres zu wünschen hatte, als einen sanften Kindertod, und zwar recht bald, ehe „er“ daran schuld sein würde; denn es stand fest bei ihr, daß sie den Kleinen nicht lange vor seinen Wutanfällen werde schützen können.

Aber das Kindlein wuchs und zeigte sich als ein gesundes, flugblickendes Büblein mit hellen Augen und freundlichem Lachen, das die vergrämte Mutter wieder glauben lehrte an etwas, das schon lang in ihr gestorben war — an Menschenliebe, an eine freundlichere Zukunft, oder doch an ein par Sonnenblicke von einem Tag auf den andern. Doch das Kinderlachen dauerte nicht lange; es machte der Angst Platz, der Furcht vor dem schrecklichen Manne, der sein Vater war. Wie ein geängstigtes Tier verkroch es sich, kaum daß es gehen konnte, bei seinem Eintritt hinter den Rock der Mutter. Und vergriff er sich tödtlich an ihr, so schrie es mit der Gepeinigten.

Im Sommer war es schön. Da durfte es mit der Mutter hinaus an den Seilerweg, und während sie das Rad in Bewegung setzte, saß es im Gras und rupfte Blümlein und plauderte mit halber Stimme, daß der Vater es ja nicht höre, mit den Vögeln, Käfern und Schmetterlingen, die es umspielten. Und als der kleine Fritz größer geworden, durfte er in die Schule. Was andern Kindern eine tägliche Last ist, ward ihm zur Lust. Denn in der Schule war alles so schön, hell und friedlich; die Lehrerin so freundlich und lieb, ja auch mit ihm, und seine Kameraden so viel ruhiger und anständiger als auf der Gasse. In den ersten Tagen dachte er immer, das werde wohl nicht so glatt fortgehen, das Schlimme müsse jedenfalls noch nachkommen. Aber es kam nicht, denn er lernte wacker seine Aufgaben und saß in der Schule still und andächtig da und ging so ungeru und zaghaft heim. Und es überkam ihn ein unaussprechliches Dankgefühl für die Schule und das friedliche Leben darin; hatte doch das arme Kind das Wort Frieden bis dahin gar nicht gekannt.

Je größer und älter Fritz wurde, je mehr hatte er von des Vaters Brutalität zu leiden. Er konnte sich nicht erinnern, von ihm jemals beim Taufnamen gerufen worden zu sein; und ob sein Ohr für die Flüche und Schimpfnamen abgestumpft wurde, so blieb doch immer die stete Furcht vor den Mißhandlungen. Und als der größer gewordene Knabe es einmal wagte, seine bedrohte Mutter zu schützen, indem er sich mit Augen der Todesangst und Anklage zugleich vor sie hinstellte, da wußte des Vaters Wut keine Grenzen mehr.

Fritz konnte nach diesem Vorfall ein paar Tage die Schule nicht besuchen. Wie gerne wäre er fortgelaufen, so weit ihn seine Füße trugen, um nie mehr solches durchmachen zu müssen. Aber seine arme Mutter und die Schule ließen ihn allen Fluchtgedanken entsagen. Auch schien von oben herab eine Warnung an den Vater ergangen zu sein; denn es war offenes Geheimnis, wie er seine

Familie behandelte. Er fand es darum klug, ein wenig mildere Saiten aufzuziehen. Doch des Knaben Widerstandsfähigkeit brach vollends, als man bald darauf seine Mutter auf den Friedhof hinausstrug.

Fünfzehn Jahre war er alt, als er hinter ihrem Sarge herging, und doch bewegten greisenhaft lebensmüde Gedanken sein junges Herz. „Ach, wäre ich doch bei dir, Mutter, nun ist dir wohl!“ So schluchzte es in ihm. Aber kein Laut der Klage kam über seine Lippen; niemanden ließ er merken, wie es in ihm aussah. Nun lebte er nur noch für die Schule, und weil ihm der Vater zu Hause keine Zeit ließ, seine Aufgaben zu machen, lernte er sie beständig unterwegs, auf der Straße, beim Raddrehen. Und er hatte sich dieses Herabmurmeln der Liederverse, botanischer und geographischer Namen und Geschichtsdaten so zur Gewohnheit gemacht, daß er auch all seine Gedanken halblaut vor sich hinbrummelte, was ihm von allen, die ihn kannten, den Spottnamen „Bläuderli“ zuzog. Aber nicht als Beleidigung, nein, wie einen Rosenamen empfand er das Wort gegenüber denjenigen, die er in seinem traurigen Heim zu hören bekam.

Wer hätte auch den armen Jungen kränken mögen, ihn, der so glücklich war, freundliche Gesichter zu sehen und wohlwollende Worte zu hören, und den selbst die roheren seiner Kameraden mit ihren losen Streichen in Ruhe ließen, wie in stillschweigendem Übereinkommen, in Anerkennung seines häuslichen Martyriums. Nicht vermöge glänzender Geistesgaben, sondern mehr durch seinen beharrlichen Fleiß war er immer einer der ersten seiner Klasse. Seine guten Zeugnisse, verbunden mit der Anerkennung seines alten, aber noch rüstigen Lehrers, dem er seine ungeteilte, seit dem Tode der Mutter von niemandem beanspruchte Liebe entgegenbrachte, ließen allmählich einen stillen, kühnen Wunsch in ihm erwachen.

Ja kühn, riesengroß, viel zu schön für sein armes Leben schein ihm seine heilige Hoffnung. Er wollte Schulmeister werden.

So ein stilles, gesegnetes Dasein zu führen, den ganzen Tag bei den Kindern zu sein, und Liebe und Dankbarkeit, wie er sie für seinen Lehrer fühlte, von so vielen jungen Wesen einzuheimsen (was mußte er davon, wie es in den Herzen der andern aussah!) mußte das nicht ein beneidenswertes Los sein? Aber wie zum Ziele gelangen? Niemals würde der Vater ihm seine Einwilligung geben. Der alte Pfarrer war kränklich und ließ sich in allen Funktionen durch einen jungen unerfahrenen Vikar vertreten. Da konnte ihm also nur einer helfen — sein Lehrer. Wenn er ihm nun abraten würde — was dann? Dann war er dazu verdammt, Tag für Tag am Rad zu stehen und das elende Leben wie bisher weiter zu führen. Denn sein Vater, der sich aus lauter Geiz kein Glas Wein, keine Pfeife Tabak gönnte, hatte gewiß auch kein Geld, um ihn ein Handwerk lernen zu lassen. Ihm graute vor der Zukunft. Er wollte Gewißheit haben um jeden Preis. In einem Vierteljahr

wurde er aus der Schule entlassen. Da mußte es sich vorher entscheiden, was aus ihm werden sollte.

Gleich am nächsten Tag machte er sich nach Schluß noch im Zimmer zu schaffen, bis alle Schüler dasselbe verlassen hatten.

„Hast du mir noch etwas zu sagen, Fritz?“ frug der Lehrer, dem sein ungewohntes Wesen auffiel.

„Ach ja, Herr Lehrer, ich wollte Sie fragen — —“, und eine dunkle Blutwelle schoß in sein Gesicht, während ihm Herzklopfen und Verwirrung momentan die Sprache raubten. Dem Armen kam es auf einmal vor wie eine Anmaßung und Überhebung, daß er so hohe Gedanken für seine Zukunft hegte. Auf eine zweite ermunternde Frage des Lehrers legte er den Kopf auf den Tisch und schluchzte herzbrechend. Behutsam, Satz für Satz, mußte nun der Lehrer dem Verzagten seinen verschwiegenen Wunsch entreißen. Erst als es klar heraus war, wurde Fritz beredt, und strömte nun seine ganze jugendliche Begeisterung für den gewählten Stand in heißen, treuherzigen Versprechungen aus. Da hielt es schwer, ja grausam wäre es gewesen, ihm sein heimlich aufgebautes Glückschloß mit einem Schlag zu vernichten.

Der Lehrer stellte ihm alle Schwierigkeiten an seiner eigenen Stellung vor, und versprach Fritz zu guter Letzt, selber mit seinem Vater Rücksprache nehmen zu wollen.

Nun kamen Tage stillen, seligen Hoffens, abwechselnd mit trüber Mutlosigkeit und Verzagttheit. Wenn jemand, so konnte der allgemein geachtete Lehrer seinen Vater bestimmen, ihn ins Seminar zu schicken. O, diese Freiheit in fremden, aber gesunden, neuen Verhältnissen! Wie wollte er arbeiten und vorwärts streben — welche Lust mußte das sein! So gewiß als durch die Schule Lebensfreude und Glückempfinden in sein trübes, friedeleeres Dasein gekommen, so gewiß wollte er den ihm anvertrauten Kindern seinen ganzen Schatz an Liebe und Pflichttreue entgegenbringen. Seine Schulkinder! Wie wollte er sie fördern und ihre Herzen studieren! Und wenn ein verkrümmtes, glücksarmes Seelchen unter ihnen wäre, freudlos und gepeinigt wie er selber, wie würde er es lieb haben und ihm seine Not vergessen machen!

So friedliche, selige Gedanken murmelte er vor sich hin, als er eines Abends vom nahen Dorf heimkehrte, wo er für den Vater eine schwere Last Berg geholt hatte. Kaum hatte er sie zu Hause abgestellt, so hörte er die gesüchtete schnarrende Stimme:

„Kommt er endlich, der Träumer, der Halbnarr! So, ein Schulmeister willst du werden — ein verrücktes Tuch mehr im Städtchen! Glaubst wohl, ich solle einen Kadubben bezahlen, damit du faullenzen und dich mästen kannst! — Um ein Stipendium willst du dich umtun? Als ob ich das Geld nicht sonst brauchen könnte. Der Kalfaktor! — wird wohl die Hälfte davon in den eigenen Sack streichen! Ich kenne das! Aber ich . . .“

Weiter kam er nicht mit seiner von einer Flut von Schimpfwörtern begleiteten Rede. Denn bei der Anschuldigung auf den verehrten Lehrer hatte sich Fritz bebend vor Erregung, mit blassen Lippen und erhobener Faust vor seinen Vater hingestellt, die Worte herauswürgend: „Das tut er nicht, du — du . . .“

Da schlug ihn des Vaters knochige Hand zu Boden, daß sein Kopf an der Tischkante auffiel und er blutend und bewußtlos dalag. Es vergingen lange Wochen in Fieberphantasien, in denen sein Vater, gequält von der Angst der Entdeckung, ihn allein pflegte. Er scheute Arzt- und Apothekerkosten; auch sollte es niemand erfahren, wie schwer krank sein Sohn sei, sonst hätte er selbst dafür büßen müssen. Als Fritz, dem sein abgehärtetes, kräftiges Naturell die Krisis überwinden half, sich zum erstenmal von seinem Krankenlager erhob, ward ihm die niederschmetternde Kunde, daß sein geliebter Lehrer, von einer heftigen Lungenentzündung dahingerafft, schon seit vierzehn Tagen in der Erde ruhe.

Nun war alles, alles aus! Ein Gefühl trostloser Niedergeschlagenheit und finsterner Ergebung umspann sein junges Herz und erstickte darin die Widerstandskraft bis auf den letzten Funken. Und mit ihr war sein besseres Ich gestorben; er war ein anderer geworden. Ohne den geringsten Versuch einer Änderung seiner Lage ergab er sich mit einer an Stumpfsinn grenzenden Gleichgültigkeit in sein Los, drehte tagsüber das verhaßte Rad und verrichtete abends die gewohnten Hausgeschäfte, auf Schritt und Tritt verfolgt und angetrieben durch die väterlichen Schmähreden. Seine Kameraden mied er, denn er schämte sich, nichts rechtes werden zu können; ging doch der ärmste von ihnen in eine Lehre, oder erwarb sich schon jetzt seinen Arbeitslohn. Mit keinem Menschen sprach er ein Wort, aber überall murmelte er vor sich hin — Anklagen gegen das Schicksal und gegen Gott, der ihn verlassen, erstickte Drohungen gegen den Vater, aber auch wieder alte Gedichte und Verse aus der schönen Schulzeit. Dann irrte wohl ein Lächeln um die tiefliegenden Augen und er fühlte auf Augenblicke stolz sein ehemaliges Können und Streben, um gleich darauf wieder in die gewohnte Apathie zu versinken. In seinem jungen Herzen war es Winter geworden; all seine geistigen Fähigkeiten, ein noch ungehobener Schatz an Glauben, Hoffen und Lieben schiefen unter dem Leichentuch. Sollte es für ihn nie Frühling werden? (Fortsetzung folgt.)

Ver mis ch t e s.

Aus „Männer und Helden“.

Von Thomas Carlyle.

I. „Heldenverehrung“, wenn Ihr wollt, — ja Freunde, vor allen Dingen aber dadurch daß wir selbst heroischen Gemüts sind. Eine ganze Welt voll Helden, nicht eine Welt voll Toren, in welcher kein Heldenkönig regieren kann — das ist es, wonach wir trachten! Wir für unser Teil wollen alle Niedrigkeit und Lügenhaftigkeit von uns abtun; dann können wir hoffen, Edelsinn und Wahrhaftigkeit über uns herrschen zu sehen, eher aber nicht.